

PARADIESE IM GELOBTEN LAND ODER: THE UNIVERSITY IN RUINS? ÜBER AMERIKANISCHE UNIVERSITÄTEN

BARBARA HAHN

Irgendetwas ändert sich. Schnell, unübersehbar. Wie aber wäre diese Veränderung zu fassen? Wie zu beschreiben? Bisher ist es eher ein Unbehagen, so stark allerdings, dass es fast mit Händen zu greifen ist. Ein Beispiel. Im *New Yorker* vom 10. Oktober 2006 erschien ein Artikel von Anthony Grafton. Der Titel: »The Nutty Professors«, eine Besprechung von William Clarks Anfang desselben Jahres erschienenem Buch *Academic Charisma and the Origins of the Research University*.¹ Ein witziger, ein scharfer, pointierter Text. Das Bild, das Grafton von zeitgenössischen amerikanischen Universitäten entwirft, ist alles andere als rosig. Der Artikel beginnt:

»Anyone who has ever taught at a college or university must have had this experience. You're in the middle of something that you do every day: standing at a lectern in a dusty room, for example, lecturing to a roomful of teen-agers above whom hang almost visible clouds of hormones; or running a seminar hoping to find the question that will make people talk even though it's spring and no one has done the reading; or sitting in a department meeting as your colleagues act out their various professional identities, the Russian historians spreading gloom, the Germanists accidentally taking Poland, the Asianists grumbling about Western ignorance and lack of civility, and the Americanists expressing surprise at the idea that the world has other continents. Suddenly, you find yourself wondering, like Kingsley Amis's Lucky Jim, how you can possibly be doing this. Why, in the age of the World Wide Web, do professors still stand at podiums and blather for fifty minutes at unruly mobs of students, their lowered baseball cap imperfectly concealing the sleep buds that rim their eyes? Why do professors and students put on polyester gowns and funny hats and march once a year, in the uncertain glory of the late spring? Why, when most of our graduate students are going to work as teachers, do we make them spend years grinding out massive specialized dissertations, which, when revised

1 William Clark: *Academic Charisma and the Origins of the Research University*, Chicago 2006.

and published, may reach a readership that numbers in the high two figures? These activities seem both bizarre and disconnected from one another and from modern life, and it's no wonder that they often provoke irritation not only in professional pundits but also in parents, potential donors, and academic administrators.«²

Warum tun wir, was wir tun? Keine dinner party, die amerikanische Professoren gerne organisieren, bei der nicht solche Geschichten erzählt, solche Fragen aufgeworfen werden. Am nächsten Morgen hat sich nichts geändert. Alle gehen wieder ihrer Arbeit nach. Das Unbehagen, das sich in dieser Passage artikuliert, wird verdrängt. Bis zur nächsten dinner party. Am Ende seines Artikels gibt Grafton die Fragen weiter, die er aufwarf. Ratlos. In einem Satz, der zu denken gibt: »The inefficient and paradoxical ways of doing things that, for all peculiarity, have made American universities the envy of the world are changing rapidly.«³ Was wird ein William Clark der nächsten Generation im Rückblick auf unsere Zeit sagen – mit dieser rhetorischen Frage endet der Artikel.

Wenn die amerikanischen Universitäten ineffektiv sind und die Dinge nicht so tun, wie sie getan werden sollten, wie ist es dann möglich, dass die Vereinigten Staaten von der ganzen Welt um diese Universitäten beneidet werden?

Von Deutschland aus gesehen, ergibt sich ein ganz anderes Bild: Wenn deutsche Professoren aus Amerika zurückkommen, berichten sie mit leuchtenden Augen. Sie schwärmen vom vielen Geld, das sogar den Humanities zur Verfügung steht, von paradiesischen Arbeitsbedingungen für Professoren. Von hochmotivierten Studenten, die Tag und Nacht in der Bibliothek sitzen und arbeiten. Seltsam. In Tony Graftons Bild schlafen die Studenten. Getrieben sind sie eher von ihren Hormonen als von ihrem Intellekt. Und das an einer Universität, die sich um ihren Ruf nicht zu sorgen braucht; sie gilt als eine der besten der Welt. Hier reiben sich Bilder. In diesen widersprüchlichen Wahrnehmungen möchte ich meine Überlegungen ansiedeln. Doch anders als Tony Grafton werde ich nicht über »uns« – Professoren an amerikanischen Colleges und Universitäten – sprechen, sondern über meine Erfahrungen und Kenntnisse. Was ich über Universitäten auf der anderen Seite des Atlantiks weiß, verdankt sich keinem Forschungsinteresse. Dass ich seit über zehn Jahren an diesen Institutionen arbeite, war kein Wunsch von mir, der sich irgendwann erfüllte. Ich bin recht unfreiwillig in den USA gelandet. Als ich mich 1993 an einer deutschen Universität habilitierte, war ich fest davon über-

2 Anthony Grafton: The Nutty Professors, in: *The New Yorker* vom 23. Oktober 2006.

3 Ebd.

zeugt, dass ich eine Stelle in Deutschland finden würde. Damals wurden gerade die DDR-Universitäten abgeräumt. Es gab Stellen über Stellen. Ich erinnere mich an eine Woche, in der ich vier Bewerbungen in den Briefkasten warf. Daraus wurde nichts. Was nicht nur Teil meiner eigenen, sondern ebenso Teil einer noch ungeschriebenen Geschichte der deutschen Universität ist.

Damals flatterten nicht nur Ablehnungen in meinen häuslichen Briefkasten, es kamen Einladungen aus den USA. Obwohl ich dort nie studiert habe, obwohl ich dort nur wenige Kollegen kannte. Zwei Gastprofessuren hatten denselben Effekt: Von jeder Uni bekam ich einen Ruf. In Deutschland Arbeitslosigkeit, in den USA gute Stellen. Wie hätte ich diesen Rufen nicht folgen sollen? Ich landete an einer reichen Privatuniversität an der Ostküste, entschied mich gegen eine große, sehr gute Staatsuniversität im Mittleren Westen.

Mein erstes graduate seminar hatte den Titel *The Idea of the University*. Wir lasen die Gründungsdokumente der modernen deutschen Universität, geschrieben von Wilhelm von Humboldt, Johann Gottlieb Fichte und Friedrich Schleiermacher. Wir lasen Friedrich Nietzsche, Marianne und Max Weber, Karl Jaspers. Und Martin Heidegger. Dann ein ganz anderer Strang: John Henry Newmans *The Idea of a University*; John Deweys *Democracy and Education*. Und dazu Kritiken an zeitgenössischen amerikanischen Universitäten, die gerade erschienen waren: Bill Readings' *The University in Ruins* und David Damroschs *We Scholars*.⁴ Vernichtend das erste, voller Vorschläge, um die sich nie jemand kümmerte, das zweite. Doch von wo aus kritisieren sie? Bill Readings geht von einer Universität aus, die es so nie gab. Getragen wird sie von deutschen Begriffen. Als ob diese Universität der Prototyp der Universität der Moderne wäre. Nicht die französische mit ihrem Spiel zwischen den Grandes écoles und eher pragmatischen Ausbildungsinstitutionen. Nicht die englischen Colleges, die eine einzigartige Mischung aus sozialen Verhaltensweisen und Kenntnissen vermittelten. Eines aber waren sie sicher nicht: berufsbildend. Ein Oxbridge BA mit dem Schwerpunkt Archäologie oder klassische Philologie passte perfekt in den Lebenslauf eines Gentleman, der ein erfolgreicher Banker oder Politiker wird.

Bill Readings diagnostiziert einen Verlust. Die amerikanische Universität habe keine Idee, die sie zusammenhält. Braucht sie eine? Und was geht verloren, wenn die Universität keine Idee mehr hat? Readings beginnt sein Buch:

4 Bill Readings, *The University in Ruins*, Cambridge/Mass. 1996; David Damrosch: *We Scholars: Changing the Culture of the University*, Cambridge/Mass. 1995.

»The story begins, as do so many stories about modernity, with Kant, who envisioned the University as guided by the concept of *reason*. Kant's vision is followed by Humboldt's idea of *culture*, and more recently the emphasis has been on the techno-bureaucratic notion of *excellence*. The distinguishing feature of the last on this list is that it actually lacks a referent. That is to say, the idea that functions as the University's referent - excellence - itself has no referent. The University of Excellence is the *simulacrum* of the idea of a University.«⁵

Vernunft. Kultur. Exzellenz. In dieser Reihe sind wir über den Atlantik gesprungen. Kant und Humboldt haben Ideen für deutsche Universitäten entwickelt; die Idee der Exzellenz ist amerikanisch. Was aber war die Idee der amerikanischen Universität, bevor sich »Excellence« durchsetzte? Hatte sie eine? Darüber gehen die Meinungen auseinander. Clark Kerr, damals Präsident der University of California, schrieb bereits 1963 in seinem Buch *The Uses of the University*, in Amerika gäbe es Gebilde, die man nicht University, sondern besser Multiversity nennen sollte. Jede sei anders. Ein Liberal Arts College mit ein paar hundert Studenten hier, eine State University mit dreißig- bis fünfzigtausend Studenten auf der anderen Seite. Eine kleine private Universität mit sehr viel Geld, aber ohne Professional Schools. Weder Law noch Business noch Medical School. Nur ein College mit einer Graduate School, die Professoren ausbildet, in Geistes- und Naturwissenschaften. Wie Princeton zum Beispiel. Dagegen eine noch reichere Privatuniversität, die neben einem College all diese Institutionen integriert, also Juristen, Mediziner und Business people – dieses unübersetzbare Wort – ausbildet. Und dazu auch noch über eine Divinity School verfügt. Wie Harvard zum Beispiel. Oder Vanderbilt, die Universität, an der ich seit einigen Jahren arbeite. Dieses Conglomerat verschiedenster Institutionen könne von keiner Idee zusammengehalten werden. Was es in den USA gäbe, sei eine eklektische Mischung von Institutionen, die Unvereinbares anbieten: Allgemeinbildung, soziale Kontakte und Verbindungen, berufsbildendes Training. Clark schreibt:

»The Idea of Multiversity has no bard to sing its praises; no prophet to proclaim its vision; no guardian to protect its sanctity. It has its critics, its detractors, its transgressors. It also has its reality rooted in the logic of history. It is an imperative rather than a reasoned choice among elegant alternatives.«⁶

5 Readings: The University in Ruins, S. 54.

6 Clark Kerr: The Uses of the University, Cambridge/Mass. 1963, S. 34. Das Buch wurde immer wieder aufgelegt; die fünfte Auflage erschien 2001.

History. Logic of history. Das ist kein Argument, sondern eher eine Ausflucht. Gibt es das, eine logic of history? Wenn es keine »amerikanische Universität« gibt, so wie es eine deutsche gibt oder – vielleicht besser – gab, dann hat diese nichtexistierende Institution auch keine Geschichte. Sie hat Geschichten, die sich nicht auf einen Nenner bringen lassen.

Geschichten. Gehen wir noch einmal zurück zu den schlafenden Studenten in Tony Graftons Vorlesungen. Bei mir hat nie ein Student geschlafen. Das liegt nicht daran, dass meine Vorlesungen interessanter wären. Ich habe in den USA nie eine gehalten. German Departments sind zu klein dafür. Und während Geschichte an den meisten Colleges und Universitäten zum obligatorischen Teil des Studiums gehört, wendet die überwiegende Mehrheit der Studenten nie ihre Schritte zu einem German Department. Fast überall gibt es noch das so genannte language requirement, was bedeutet, dass die Studenten eine Fremdsprache bis zu einem recht hohen Niveau lernen. Sie nehmen Kurse zu Literatur und Kultur, in denen alles in der Fremdsprache geschieht: Lektüren, Diskussionen, Seminararbeiten. Für Deutsch entscheiden sich die, die vor einer »schwierigen« Sprache nicht zurückschrecken. Wir arbeiten also mit Studenten, die meist besser sind als der Durchschnitt. Und wir konkurrieren mit allen anderen Foreign Language Departments und Programmen. Womit ein Keyword des heutigen amerikanischen Universitätslebens angesprochen ist: Enrollments. Wieviele Studenten locken wir in die Sprachklassen, wieviele in die Seminare? Wie oft habe ich in Department Meetings gehört, meine Seminarankündigungen seien nicht »sexy enough«. Was aber ist »sexy« – in einem Department, das mit Texten befasst ist? Bilder. Seminare mit aufwändigen Webpages. Wer Visuelles integriert, hat mehr Studenten. Wer »fun« verspricht, hat mehr Studenten. Die Frage, was das alles soll, wenn es um einen literarischen oder einen theoretischen Text geht, fällt dabei unter den Tisch.

Und so sieht sich jedes Department eingezwängt zwischen zwei unberechenbaren Instanzen: die Studenten hier – die Verwaltung dort. Akzeptieren die Studenten das Programm? Sind die Evaluierungen positiv? Auch hier bekommt man oft nahegelegt, nicht zu schwierige Seminare anzubieten, nicht zu streng zu benoten. Populismus greift um sich. Die Verwaltung wird umgekehrt gerne wie ein totalitärer Staatsapparat imaginiert. Unberechenbar. Undurchschaubar. Strafen für jede Übertretung. David Damrosch hat das so gefasst:

»Real analogies to university governance [...] could perhaps be assembled from some odd combination of the system of, say, Monaco and Libya. What we

have in academia is not democracy as we know it today, but a plutocracy with a sugar coating of Stalinism.«⁷

Plutocracy. Ja, aber wie genau funktioniert sie? Das ist mir nach wie vor nicht klar. Dauernd wird über Geld gesprochen – wieviel braucht man fürs retirement – es gibt ja keine Pensionen in den USA –, wieviel hat die Uni von dieser oder jenem bekommen, wie gut oder schlecht ist dieses oder jenes Programm ausgestattet? Gleichzeitig ist Geld DAS Geheimnis. Angeblich werden die Gehälter jedes Jahr der Leistung entsprechend erhöht. Jedes Jahr füllen wir lange Formulare aus. Wieviele Bücher, Aufsätze und Rezensionen haben wir veröffentlicht, wieviele Vorträge gehalten, wieviele Abschlussarbeiten und Doktoranden betreut, in wievielen Committees mitgearbeitet. Und so weiter. Was bei dieser angeblich so komplizierten Rechnung herauskommt, ist erstaunlich. Ich habe Jahr für Jahr dieselbe Gehaltserhöhung bekommen. Von zwei doch sehr unterschiedlichen Universitäten. Ob ich on leave war oder nicht. Ob ich viel oder wenig publiziert habe. Niemand kann mir das erklären. Ich habe mehrfach gefragt. Die Frage stößt auf etwas Undurchdringliches.

Geld. Lindsay Waters, Cheflektor für Humanities bei der Harvard University Press, hat vor ein paar Jahren eine scharfe Polemik gegen das akademische Publikationsunwesen veröffentlicht, *Enemies of Promise. Publishing, Perishing, and the Eclipse of Scholarship*.

Für ihn hatte die amerikanische Universität einmal eine Idee. Die Religion hielt sie zusammen. Und tatsächlich sind viele Universitäten aus theologischen Seminaren hervorgegangen. Die Chapel in der Mitte des Campus – auch bei Universitäten zu finden, die diese Geschichte nicht teilen – liest Waters als deutliches Zeichen. Nun sei die einzige Klammer das Geld.⁸ Eine Princeton-Absolventin schrieb einmal in einem Artikel in der *New York Times*, Privatuniversitäten seien Institutionen, die Geld vermehren und nebenbei ein bisschen Bildung produzieren. Über Harvard, die größte und reichste der Ivy League Universitäten, sagt man: »it's about real estate with a little education on the side.«

Bildung, education. Das ist sehr fraglich. In den Humanities tun wir so, als ob es um Bildung ginge. Doch Bildung gibt es nicht ohne Kriterien. Jede Debatte um Kriterien – eine der wichtigsten in den letzten Jahren war die um den Kanon – verlief im Sand. Und so herrscht an den

7 Damrosch: *We Scholars*, S. 69f.

8 »Money has restructured the US academy in its own image, and money is a blunt instrument. Until World War II, almost all higher educational institutions were founded in the name of religion.« Lindsey Waters: *Enemies of Promise. Publishing, Perishing, and the Eclipse of Scholarship*, Chicago 2004, S. 10f.

Colleges und Universitäten ein seltsamer Pragmatismus. Alle machen irgendetwas; heute ist das »important« – ein weiteres Zauberwort in der akademischen Welt – und morgen jenes. Den Studenten ist alles recht; alles Wichtige lernen sie später, nach dem B.A. Wichtig ist nur, an welcher Institution sie ihren Abschluss machen. Das steht noch in der Todesanzeige.

Wenn eine Studentin mal nicht leidenschaftslos bleibt, dann ist das nicht unbedingt der Beginn einer guten Geschichte. An Princeton ist mir das zweimal passiert. Eine junge Frau, sehr klug, sehr begabt, wollte nach dem B.A. auf eine Graduate School gehen und Geschichte studieren. Die Eltern, so reich, dass die Tochter, ein Einzelkind, ihr Erbe nicht wird ausgeben können, die Eltern protestierten. Sie riefen Kolleginnen von mir an, beschwerten sich bei der Universität. Warum? Professoren werden – das gilt nichts in den USA. Professoren sind Leute, die eine endlos lange Ausbildung machen und hinterher wenig verdienen. Wenn sie überhaupt eine Stelle bekommen. Die Anfangsgehälter an Wall Street, Gehälter für Anfang Zwanzigjährige, sind erheblich höher als die Gehälter, die reiche Universitäten ihren Assistant Professoren zahlen, Berufsanfängern also, die meist Anfang dreißig sind. Für die Eltern war der Wunsch ihrer Tochter nach einem intellektuellen Leben unverständlich. Sie sahen die Deklassierung. Sonst nichts. Die junge Frau ging schließlich an eine Business School, wo sie sich ein paar Jahre langweilte.

Die zweite Geschichte ging besser aus. Dieses Mal war es ein junger Mann. Ebenfalls aus reichem Haus, schon Großvater und Vater hatten an Princeton studiert. Er war ein begnadeter Sportler. Irgendwann landete er bei mir im Seminar, sprach sehr gut Deutsch, wurde im Laufe des Semesters immer nachdenklicher. Eines Tages kam er zu mir in die Sprechstunde und teilte mir mit, er wolle seine Abschlussarbeit bei mir schreiben (an Princeton müssen alle Studenten eine sogenannte »senior thesis« verfassen, an der sie das ganze letzte Jahr arbeiten. Meist umfasst sie ca. achtzig Seiten). Thema: Konzepte von Liebe in Prosatexten von Autorinnen der Weimarer Republik. Wofür Sportler sich interessieren... Die Arbeit wurde ausgezeichnet. Klaglos hatte der Student jedes Kapitel mindestens viermal umgeschrieben. Danach wollte er eine graduate school besuchen und Geschichte oder Literatur studieren. Wieder ein Konflikt mit den Eltern. Die gaben schließlich nach. Der junge Mann hatte das Glück, zwei ältere Brüder zu haben, die den üblichen Weg eingeschlagen hatten: einer besuchte eine Law, der andere eine Business School.

Sogar an den reichsten Universitäten ist die Graduate School für Humanities der problematischste Bereich. Die Graduate School ist »der

Schwanz, mit dem der Hund wedelt«, wie mir mal ein Kollege sagte. Das Geld bringen die Undergraduates. Die Graduates kosten Geld. Und im Unterschied zu den Studenten, deren berufliche Karriere auf einem B.A. aufbaut, werden die Graduates auch in Zukunft nicht viel Geld verdienen. Reich werden die, die in Wirtschaft, Medien, Politik einen Posten finden. Nicht die, die hinterher wieder in der Wissenschaft landen. Nicht einmal mit einem PhD einer Ivy League findet man hinterher leicht eine Assistant Professor-Stelle. Tony Grafton spielte darauf an. Auch die Absolventen von sehr guten Universitäten haben oft Schwierigkeiten, eine Stelle zu finden. Viele landen an kleinen Colleges in the middle of nowhere, viele gehen in andere Berufe. In einigen Programmen ist die Abbrecherquote hoch.

Mit Graduate Students arbeiten – das ist nach meiner Erfahrung viel schwieriger und oft auch frustrierender als die Arbeit mit Undergraduates. Zu viel Angst, zu viel Unsicherheit. Die Universitäten reden ihnen ein, dass es nur an ihnen liegt, ob sie einen Job bekommen oder nicht. Alle Professoren wissen genau, wie man es richtig macht. Da werden die unglaublichsten Kalkulationen angestellt, die zehn bis fünfzehn Jahre in die Zukunft reichen. Um tenure an einer guten Uni zu bekommen, muss die Dissertation von einer guten University Press verlegt werden. Also muss das Thema so gewählt sein, dass das Buch in deren Programm passt. Wie aber soll man wissen, was dort in sechs bis zehn Jahren – so lange dauert es, bis erst die Dissertation und dann das Buch geschrieben ist – en vogue sein wird? Das Schlimme ist – man weiß es. Es ändert sich wenig. Die Bücher haben alle dasselbe Format. Introduction, dann drei bis vier Kapitel, und hinten dran eine conclusion, in der in anderen Worten noch einmal steht, was man bereits in der Einleitung lesen konnte. Auch das theoretische Handwerkszeug bleibt lange dasselbe. Die Begriffe werden in regelmäßigen Abständen modernisiert, nicht aber die Denk- und schon gar nicht die Schreibweisen.

Nur wenige machen einfach, was sie aus den unterschiedlichsten Gründen machen müssen. Der Konformitätsdruck ist sehr hoch. Als ich in Princeton anfang, schrieben alle Dissertationen, die aus drei langen Kapiteln zu drei Autoren bestanden. Als ich nachfragte, war die Antwort – das mache man heute so. Gerade war ein Buch erschienen, das diese Struktur hatte...

Wer aber liest diese Bücher? Grafton meint, die Leserschaft bliebe im Zweistelligen. Waters sieht das schärfer. Er meint, dass sie genau zwei Leser fänden, die Gutachter für den Verlag, die das Manuskript beurteilen. Während zu Beginn seiner Tätigkeit als Lektor ein Buch im Durchschnitt 1200 mal verkauft wurde, setze sein Verlag heute weniger

als 300 Exemplare ab.⁹ Die Käufer seien ausschließlich Bibliotheken. Aus vielen Indizien schließt Waters, dass nicht einmal das Komitee, das an den jeweiligen Universitäten über Stellenentfristungen von Assistant Professoren entscheidet, das Buch des Kandidaten lese. Entscheidend sei einzig und allein der Verlag. Eine der vielen Tautologien, die den amerikanischen Wissenschaftsbetrieb zusammenhalten. In einem guten Verlag erscheinen gute Bücher. Gut sind die Verlage, die mit guten Universitäten verbunden sind. Also: Alle Bücher, die bei Princeton oder Harvard oder Yale University Press erscheinen, sind gut. Alle Bücher, die nicht in diesen Verlagen erscheinen, sind nicht so gut. Gut ist alles, was gut ist. In diesen Endlosschleifen der Tautologie gibt es Wörter, die selber sagen, dass sie ohne Kriterien funktionieren. Important. Some people are important. Inzwischen sind viele nicht nur important, sondern sogar ein Star. Das Wort wird ganz unironisch benutzt. Und wie wird man ein Star? Indem man die richtigen Bücher schreibt. Diese richtigen Bücher sind ebenso kalkuliert wie die Dissertationen, die eines Tages zur festen Stelle führen sollen. Allerdings nach anderen Kriterien. Die Bücher eines Stars thematisieren Dinge, die in der Luft liegen, die aber sehr gut mit allem verknüpfbar sind, was heute wichtig ist. Bücher, die einen halben Schritt voraus sind. In einer Richtung allerdings, die viele eh schon eingeschlagen haben. Von diesen Büchern gibt es unglaublich viele. Es sind die so genannten second books, die Bücher also, die geschrieben werden, damit die Verfasser Full Professor werden. Nicht alle Verfasser dieser Bücher sind Stars geworden. Auch wenn die Bücher noch so klug kalkuliert waren. Warum nicht?

Hier kommt ein Moment ins Spiel, das all diese so wunderbar geplanten Karrieren immer wieder durchkreuzt. Der Zufall. Oder wie Max Weber so treffend sagte: »Ich kenne kaum eine Laufbahn auf Erden, wo er [der Zufall] eine solche Rolle spielt.« Ein Satz, 1917 gesprochen, charakterisieren sollte er die deutsche Universität.¹⁰ Auch wenn die amerikanischen ganz anders funktionieren – dieser Satz stimmt auch hier.

Woran es mangelt, sind Kriterien. Kriterien für Qualität. Bei Stellenbesetzungen lässt sich immer wieder derselbe Vorgang beobachten. Handelt es sich um eine Anfängerstelle, funktioniert die Auswahl. Die unterschiedlichsten Leute einigen sich schnell auf die Kandidaten, die in Frage kommen. Es gilt die Regel: first class people hire first class people, second class people hire third class people. Geht es um »senior hires«, also um die Einstellung von Associate oder Full Professoren, sieht die Sache

9 Waters: *Enemies*, S. 36.

10 Max Weber: *Wissenschaft als Beruf*, in: Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hg. von Johannes Winckelmann, Tübingen 1988, S. 582-613, hier S. 585.

ganz anders aus. In das Verfahren schleicht sich Arbiträres. Da die ganze Profession zuschaut, wird kalkuliert. Importance spielt eine Rolle, visibility. Und hinterher kommen oft Lösungen heraus, mit denen niemand so ganz glücklich ist.

Der Mangel an Kriterien – das ist der wunde Punkt des akademischen Betriebs heute, zumindest in den Humanities. Es gibt nicht einfach falsch und richtig. Aber es gibt theoretische Wege, die sind gangbar und produktiv. Andere sind beliebig; und manchmal ist es schlicht verantwortungslos, sie einzuschlagen. Das Problem liegt im Urteilen. Lindsay Waters diagnostiziert »a crisis of judgement«. Es gäbe ein Missverhältnis zwischen der Länge von Gutachten – offenbar schreibt man heute im Durchschnitt vier einzeilige Seiten, wenn man ein Buch für einen Verlag begutachtet – und der Entschiedenheit im Urteil. Je länger desto unentschiedener. Judgement, so schreibt Waters in Anlehnung an Hannah Arendt, sei eher eine Sache des Charakters als des Intellekts.¹¹

Doch was gewinnen wir, wenn wir solche Begriffe einführen oder besser – an ihnen festhalten? Vielleicht eine Menge. Ich möchte das an einem anderen Beispiel zeigen, an der Gutachterei bei Aufsätzen, an Debatten auf den Editorial Boards von Zeitschriften. Bekanntlich kann man in den USA nicht eine Zeile veröffentlichen, ohne dass sie zuvor begutachtet wurde. Ein Paradox: Aufsätze haben erheblich mehr Leser, bevor sie gedruckt werden, als Bücher. Bei fast allen Zeitschriften gilt die Regel, dass die eingereichten – anonymisierten – Aufsätze von zwei Fachleuten gelesen werden. Wenn beide negativ begutachten, wird der Text abgelehnt. Wenn beide positiv begutachten oder wenn eine dafür und einer dagegen ist, kommt der Text vor das Board. Da sitzen dann schon ein Dutzend Leser, die sich für eine Auswahl Sitzung durch dreißig bis vierzig Aufsätze kämpfen. Sehr selten segelt ein Aufsatz einfach durch, weil alle ihn gut finden. Wenn er dann noch von einem Graduate Studenten einer »drittklassigen« Universität geschrieben wurde, hat das System funktioniert. Meistens aber geht's anders. Der Aufsatz ist unentschieden, will allen möglichen Lesern gefallen, tut dies und das. Dann haben alle etwas zu mäkeln, dieses fehlt und jenes fehlt, dieses sollte anders gemacht werden und jenes am besten auch. Der Autor bekommt den Aufsatz zum Umarbeiten zurück; manchmal ist die nächste Fassung unterschiedener, weil der Kandidat ein paar Vorschläge zurückweist und so besser herauskriegt, was er sagen wollte. Sehr oft aber wird der Text am Ende abgelehnt, weil er nur noch ein Potpourri ist. »We killed the essay«, sagt eine spitzzüngige Kollegin in solchen Situationen.

11 Waters: *Enemies*, S. 34.

Ich erinnere mich an eine Debatte auf einem Editorial Board, die in irritiertem Schweigen endete. Es ging um einen Aufsatz, der zwei Autoren zusammenband, die nichts, aber auch gar nichts miteinander zu tun haben. Die Konstellierung hing an einer Ähnlichkeit in deren Biographie. Der Text war gut gemacht, recht elegant geschrieben. Die Bewertungen meiner Kollegen lagen über dem Durchschnitt. Nur ich hatte die schlechteste Note gegeben. Mein Argument war: Es sei unverantwortlich, sich in dieser Weise über theoretische Unterschiede hinwegzusetzen. Nur um etwas zu machen, was so noch niemand gemacht hat.¹² Das war das Ende der Debatte; der Aufsatz wurde ohne weitere Diskussion abgelehnt.

Wie der Zufall es will, las ich kurz darauf den Brief wieder, den Franz Rosenzweig an Friedrich Meinecke schrieb, um ihm zu sagen, warum er sich nicht bei ihm habilitieren wolle: »Das Erkennen bleibt in sich frei; es lässt sich seine *Antworten* von niemanden vorschreiben. Nicht seine Antworten, aber (und hier liegt meine Ketzerei gegen das ungeschriebene Grundgesetz der Universität) seine *Fragen*. Es ist mir nicht jede Frage wert gefragt zu werden. Die wissenschaftliche Neugier, wie der ästhetische Stoffhunger – besonders der zweite hielt mich einst unter seinem Bann – füllen mich heute nicht mehr. Ich frage nur, wo ich gefragt *werde*. Von *Menschen* gefragt werde, nicht von Gelehrten, nicht von »der Wissenschaft«. Auch im Gelehrten steckt ja ein Mensch, ein fragender, antwortbedürftiger. [...] Die Fragen der Menschen sind mir umso dringlicher geworden.«¹³

Mein Einwand verstieß gegen dieses Grundgesetz. Ich hatte gesagt, dass die Frage, was X und Y miteinander zu tun haben, keine Frage ist, die es wert ist, gefragt zu werden. Warum sind mir meine Kollegen in dieser Situation so fraglos gefolgt? Was mich im Nachhinein irritiert – ich habe nicht nachgefragt. Auch nicht beim abschließenden Dinner.

Vielleicht ist es das, was das Unbehagen ausmacht. Eine Krise im Urteilen. Eine Universität kann dafür keine verbindlichen Kriterien festlegen. Und dennoch kann sie nur dann funktionieren, wenn Individuen urteilen. Sich auf ihre eigenen Kriterien verlassen und um diese streiten. Immer unter der Voraussetzung, dass andere dasselbe tun. Was dann entsteht, ist eine »community of dissensus«,¹⁴ wie Bill Readings das nennt.

12 Dies ist eine der seltsamen akademischen Moden, die theoretische Debatten blockieren: Jedem neu entdeckten Autor werden Dutzende von Aufsätzen gewidmet, in denen er mit allen bereits eingeführten Autoren zusammengebracht wird.

13 Franz Rosenzweig: *Briefe und Tagebücher*, hg. von Rachel Rosenzweig und Edith Rosenzweig-Scheinmann, unter Mitwirkung von Bernhard Casper, Den Haag 1979, Bd. 2, S. 681.

14 Readings: *The University in Ruins*, S. 180ff.

Das Unbehagen, von dem ich am Anfang sprach, stellt sich ein, wenn an die Stelle von Urteilen und »dissensus« diese selbstreferentiellen Wörter rücken: important, excellent, visible und so weiter. Wenn das einzige Kriterium ist, dass immer irgendetwas passiert. Oder – um ein letztes Mal Bill Readings zu zitieren: »As a non-referential unit of value entirely internal to the system, excellence marks nothing more than the moment of technology's self-reflection. All that the system requires is for activity to take place, and the empty notion of excellence refers to nothing other than the optimal input/output ratio in matters of information.«¹⁵

In das alltägliche Leben eines Departments übersetzt, bedeutet dies, dass eine Maschinerie, deren Bedeutung durchaus nicht gegeben ist, mit größter Energie am Laufen gehalten wird. Alles, was geschieht, wird zum Entertainment. Jedes Seminar, jeder Vortrag – am meisten der von einem Star –, jede Tagung. Alles ist fun, sexy, important.

Ich weiß nicht, wie es in den Naturwissenschaften aussieht. In den Humanities ist das Unbehagen mit Händen zu greifen. Man spricht schon spöttisch von den Prosac-Departments. Offenbar ist es nicht so einfach, kriterienlos durch eine Welt von Texten und Bildern zu segeln. Nicht an der Universität. Im Fernsehen scheint es leichter zu sein.

Also – keine Paradiese auf der anderen Seite des Atlantiks. Sondern Institutionen, an denen vieles morsch und hohl ist. Ein Zurück zur Universität als Bildungsanstalt gibt es nicht. Das waren diese Anstalten nie. Und in Deutschland? In der Selbsterstörung der deutschen Universität wurde wohl jeder Faden zu einer »Zukunft unserer Bildungsanstalten« durchtrennt. Dieser Bruch ist nicht mehr zu kitten. Nur liegt die Zukunft sicher nicht in den USA. Die Geschichten aus dem gelobten Land sind Projektionen derer, die die Augen vor der Misere im eigenen Land verschließen. Nun werden auch die deutschen Universitäten ins Paradies vertrieben. Ich kann nur sagen: Dort braucht man Mut zum Urteilen – oder Prosac. Sie haben die Wahl.

Literatur

- Readings, Bill: *The University in Ruins*, Cambridge/Mass. 1996.
Damrosch, David: *We Scholars: Changing the Culture of the University*, Cambridge/Mass. 1995.
Clark, William: *Academic Charisma and the Origins of the Research University*, Chicago 2006.

15 Readings: *The University in Ruins*, S. 39.

- Grafton, Anthony: The Nutty Professors, in: The New Yorker, 23. Oktober 2006.
- Kerr, Clark: The Uses of the University, Cambridge/Mass. 1963, 2001.
- Rosenzweig, Franz: Briefe und Tagebücher, in: Rachel Rosenzweig/Edith Rosenzweig-Scheinmann (Hg.), unter Mitwirkung von Bernhard Casper, Bd. 2, Den Haag 1979.
- Waters, Lindsay: Enemies of Promise. Publishing, Perishing, and the Eclipse of Scholarship, Chicago 2004.
- Weber, Max: Wissenschaft als Beruf, in: Johannes Winckelmann (Hg.), Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1988, S. 582-613.

